

«Das Instrument ist noch nicht fertig»

Eine Begegnung mit der Schweizer Akkordeonistin Viviane Chassot

Von Sigfried Schibli

Basel. Ihr Instrument gehört zu den leiseren im Chor der Klangerzeuger. Aber Viviane Chassot (35) ist ein Blickfang, wenn sie mit ihrem Wägelchen und dem grossen Akkordeon durch die Stadt zieht. Und ihre Musik ist kaum zu überhören, ob im Radio oder im Konzert mit anderen Musikern oder auf CD – mal mit älterer, öfter mit neuerer Musik.

Ihre letzte CD vereinigt Stücke von lebenden Zeitgenossen: Stefan Wirth, Heinz Holliger, Rudolf Kelterborn, Helena Winkelmann und Bernhard Lang. Zwei der fünf Stücke sind für ein kleines Ensemble geschrieben, eines ist eine Übertragung vom Klavier aufs Akkordeon. Zuvor hat Chassot Musik von Jean-Philippe Rameau und Klavier-sonaten von Joseph Haydn eingespielt.

Exzentrische Wahl

Schon daran sieht man, dass originale Musik für Akkordeon solo im ganzen Musik-Angebot eher rar ist. Nicht zu vergleichen mit dem Repertoire für Flöte oder Violine, ganz zu schweigen vom riesigen Fundus der Klaviermusik. Das Akkordeon ist und bleibt ein Aussenseiter-Instrument, und wer sich wie Viviane Chassot ihm verschreibt, muss mit dem Aussenseiter-Image leben können.

Wer Akkordeon sagt, denkt zuerst an Volksmusik. Mit dieser hat Viviane Chassot in Wollerau, wo sie aufgewachsen ist, einst auch angefangen. «Das halbe Dorf spielte Akkordeon», sagt sie heute fast entschuldigend. Aber die Ländlermusik sprach sie weniger an als die klassische Musik, mit der sie als Ballett-Elevin zu tun bekam. Sie erzählt es und wirft ein paar mitreissende Takte aus Joseph Haydns e-Moll-Sonate in die Tasten. Da vermisst man das Klavier, für welches Haydn eigentlich geschrieben hat, gar nicht.

Die Geselligkeit, die häufig mit diesem Instrument verbunden wird, ist nicht so sehr Chassots Sache. Sie bezeichnet sich als Einzelkämpferin und hält Distanz zur Szene der Akkordeon-Fanatiker. «Ich pflege regen Austausch mit Musikern, die nicht Akkordeon spielen. Natürlich verfolge ich irgendwie auch eine Mission, aber mir geht es immer darum, Musik zu machen, und dafür ist es nicht entscheidend, welches Instrument man spielt.»



Ein Instrument für vielerlei Stile. Viviane Chassot führt ihr Instrument mit Herzblut und grossem Können über die Volksmusik hinaus. Foto Dominik Plüss

Das Akkordeon der Viviane Chassot ist eine profilierte Persönlichkeit. 16 Kilo schwer ist es, schwarz wie die Nacht und so teuer wie ein Mittelklassewagen. Viviane Chassot hat es in der italienischen Kleinstadt Castelfidardo beim Hersteller Bugari ausgewählt. «Ich stand eine halbe Woche in der Fabrik», sagt sie. An diesem Ort in der Provinz

Ancona befinden sich rund zwei Dutzend Akkordeon-Manufakturen. Selbst die berühmten Hohner-Instrumente werden nicht mehr in Trossingen, sondern in Castelfidardo hergestellt.

Auf ihr neues Instrument ist Viviane Chassot besonders stolz. «Es hat russische Stimmzungen und klingt sensibler in der Ansprache. Es singt viel mehr»,

sagt sie. Akkordeons gibt es zwar schon seit 1829, aber das Instrument hat sich gewaltig entwickelt und ist im Grunde noch nicht fertig. Virtuose, polyphone Stücke wie von Rameau oder Haydn, auch komplexe moderne Musik hätte man auf einem älteren Akkordeon gar nicht spielen können. Das geht erst, seitdem man sowohl mit der rechten als auch mit der linken Hand einzelne Töne und nicht nur programmierte Akkorde spielen kann, seit der Mitte des 20. Jahrhunderts also.

Wandelbar und anschiessam

Vom Klang her steht das Akkordeon der Orgel nahe, seine Spieltechnik erinnert an ein Tasteninstrument, und da es mit Winddruck arbeitet, ist es auch ein Blasinstrument. «Das Akkordeon ist das Chamäleon unter den Musikinstrumenten. Es verschmilzt sehr gut mit Streichern wie mit Bläsern», sagt Viviane Chassot. «Das schönste Kompliment für mich ist es, wenn jemand sagt, dass er gar nicht bemerkte, dass da ein Akkordeon spielte.»

Als sich die in Basel lebende Viviane Chassot kürzlich um einen Werkbeitrag ihres Heimatkantons Schwyz bewarb, ging sie leer aus. Dafür bekam eine andere Akkordeonistin den Zuschlag, die der Volksmusik näher steht. Viviane Chassot hält sich mit Privatschülern, einer Vertretung am Luzerner Konservatorium, Konzerten und ihren bisher drei Platten über Wasser; eine feste Stelle an einer Musikhochschule hat sie bisher nicht.

Als Lobbyistin für das Akkordeon sieht sie sich nicht, und sie will Eltern, die für ihr Kind ein Instrument suchen, nicht von Klavier oder Gitarre abhalten. «Das Kind muss schon selbst vom Klang des Akkordeons fasziniert sein.»

Aber ein triftiges, sozusagen wasser-dichtes Argument für das Akkordeon hat sie dann doch zur Hand: Wegen seiner gleichmässigen Beanspruchung beider Hände durch die beiden Manuale sei Akkordeonspielen ein «enorm gutes Training für beide Hirnhälften».

CDs mit Viviane Chassot:

Joseph Haydn: Sonatas.
Jean-Philippe Rameau: Pièces de clavecin.
«New Horizons». Wirth, Holliger, Kelterborn, Lang, Winkelmann. Alle beim Label Genuin.

Live: Viviane Chassot wirkt im Konzert «Winterreise neu gehört» am 28. Januar 2015 um 19.30 Uhr in der Musik-Akademie Basel mit.

Geschenkt



Tramp mit Herz

Wenn ich Filme in Verbindung mit Weihnachten bringen soll, dann kommen mir nicht die berühmten Klassiker wie die Verfilmungen von Dickens «A Christmas Carol» in den Sinn. Nein, ich denke sofort an den Mann mit den zu grossen schwarzen Schuhen, dem Enten-Watschelgang, dem unverkennbaren Schnauzer und dem grossen Zylinder auf dem Kopf: Charlie Chaplin. Mein Kindheitsheld. Der Komiker aus den frühen 20er-Jahren. Seine Klassiker, sind sogleich meine Weihnachtsklassiker.

Wenn am 24. Dezember die wunderschönen nostalgischen Filme wie «City Lights» oder «The Kid» ausgestrahlt wurden, sass meine Familie jeweils gemütlich vor dem Fernseher. So kam es, dass mein Vater uns eines Weihnachtabends eine ganze Chaplin-DVD-Kollektion schenkte, voll mit Klassikern und Bonusmaterial.

So wurde der gemeinsame Fernsehabend zur wahren Festtagstradition. Und ich empfehle nun «The Very Best of Charlie Chaplin» mit sechs Film-Highlights – darunter «The Kid», «City Lights», «Modern Times», «The Great Dictator» – als Weihnachtsgeschenk unter dem Tannenbaum.

Denn wen erfreuen die Klassiker für Jung und Alt nicht? Und wer ist nicht zu Tränen gerührt, wenn die ehemals blinde junge Blumenverkäuferin (Virginia Cherrill) in «City Lights» ihren Retter und Helfer, den mittellosen Tramp (Chaplin), durch einen Händedruck wiedererkennt, da sie ihn einst nur als blindes Mädchen ertasten konnte?

Oder wer bekommt keine feuchten Augen angesichts der berührenden Geschichte des verwaisten Jungen in «The Kid», den Chaplin in seine Obhut nimmt, obwohl er selbst keinen Cent besitzt. Schon allein diese Geschichten reichen für Festtagsstimmung vollkommen aus. seg

«The Very Best Of Charlie Chaplin», Arthaus, 2010. 6 DVD, ca. 70 Franken.

«Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei»

Daniele Gattis überzeugende Werkauswahl beim AMG-Konzert

Von Verena Naegele

Basel. Es war ein konventionell programmiertes Konzert, und trotzdem wurde es ein spannender und durchaus innovativer Abend. Grund dafür bildete die von Dirigent Daniele Gatti geschickt aufeinander bezogene Werkauswahl, die sein Orchestre National de France in der ganzen Klangfarbenpracht erblühen liess. Ein Abend zum Schwelgen.

Richard Wagners Bühnenweihfestspiel «Parsifal» erlebt man gemeinhin integral in der Oper, am vollendetsten in Bayreuth, wo der Komponist mit dem verdeckten Orchestergraben ein fast schwereloses Klanggeschehen erzielt. Daniele Gatti kennt die magische Wirkung der Akustik, hat er doch 2008 eben diesen «Parsifal» in Bayreuth dirigiert. Umso gewagter, das Vorspiel und den Karfreitagszauber an den Anfang des AMG-Konzertes im Casino Basel zu setzen.

Das Orchestre National de France nahm die Herausforderung jedoch auf verblüffende Weise an, mit weichem, vollem und doch subtilem Spiel und einer Aura, die dem orientalisch angehauchten Charakter des «Parsifal» fabelhaft gerecht wurde. Nichts von germanischer Schwere, der impressionistisch französische Interpretationsansatz machte den direkten Zugriff des Klangs auf dem Konzertpodium wett.

Und es wurde zu einem spannenden Ausgangspunkt für die anschliessend gespielten drei Sinfonischen Skizzen «La Mer» von Claude Debussy. Unter

Gattis souveräner Leitung spielte das Orchestre National de France ein Feuerwerk an Klangfarben aus, das die Verwandtschaft zu Wagner wie die Innovation Debussys veranschaulichte. Die Thementransformationen, wellenartigen Abläufe, die freie Tonalität und die Gegensätze von chromatischen und diatonischen Motiven spielte das Orchester virtuos aus.

Prospektiv statt retrospektiv

«La Mer» avancierte zum faszinierenden Scharnier des Abends, zumal die choralartigen Schlüsse der ersten und dritten Skizze auch die prägnante Nähe zur «Sinfonie» offenlegten. Und genau eine solche Sinfonie folgte mit Beethovens «Pastorale». Man war gespannt auf die Interpretation und nicht verwundert, wie sie ausfiel: Prospektiv auf die Üppigkeit des romantischen Orchesters und nicht retrospektiv auf die historisierende Aufführungspraxis hin gedacht.

Die Diskussion um die «Pastorale» als Beginn der Programmmusik, sie wurde bei Gatti hinfällig. «Mehr Ausdruck der Empfindung als Malerei», wie Beethoven einst formulierte, kam beim Orchestre National de France zum Blühen. Ungemein differenziert wurde da gespielt, die Holzbläsergruppe sei besonders erwähnt, wobei die an Furtwängler angelehnte alte Orchesteraufstellung die Helligkeit des Streicherklangs betonte. Ein lichter Klassiker trotz grossem Orchester.

www.konzerte-basel.ch

Kollaboration als Programm

Christian Jankowski will für Zürcher Manifesta Künstler und Berufsleute vereinen

Von Christoph Heim, Zürich

Ein Kunstereignis der Sonderklasse soll die 11. Manifesta werden, die 2016 in Zürich stattfinden soll. Die Manifesta ist eine europäische Kunstbiennale, die in den Niederlanden gegründet wurde und seit 1996 im Zweijahresrhythmus von Stadt zu Stadt zieht. In diesem Sommer war sie in St. Petersburg. Im Unterschied zur Kommerzveranstaltung Art Basel haben die Zürcher ausdrücklich eine Ausstellung im Sinn, die auf Künstler und Kunstvermittlung fokussiert. Dauert die Art ein Woche, so soll die Manifesta die Stadt Zürich 120 Tage lang auf die Landkarte des internationalen Kunstbetriebs setzen.

Christian Jankowski ist der Direktor der Manifesta in Zürich. Der Künstler ist für seine Offenheit zur «Welt ausserhalb der Kunst» bekannt und hat mit Zauberern, Politikern, Nachrichtensprechern oder Vertretern des Vatikans Kunstprojekte lanciert, deren gemeinsamen Nenner man als eine Kritik am Spektakel umschreiben kann. Er hat sich für Zürich, wo er nicht als Künstler, sondern als Kurator wirken wird, die Kollaboration von Künstlern mit Berufsleuten zum Thema gemacht. Damit will Jankowski die Welt der Kunst mit einem breiten städtischen Publikum zusammenbringen.

Bei der Vorstellung seines Ausstellungskonzepts in Zürich sprach der Künstler-Kurator von einer Liste von Zürcher Berufsleuten, aus denen die Künstler auswählen könnten. Man nehme das Beispiel eines Anwalts mit

einer eigenen Kunstsammlung, der als Host, also als Gastgeber, fungieren würde. Er würde den Künstler vom Flughafen abholen, ihm seine Stadt vorstellen und ihm behilflich sein bei der Entwicklung und Umsetzung eines Kunstprojekts. Das funktioniert natürlich nur, wenn der Schuh passe. Artist und Host müssten so etwas wie eine Hochzeit eingehen, meinte Jankowski, der mit seiner Teilnahme an Harald Szeemanns Biennale in Venedig 1999 erstmals international Aufmerksamkeit auf sich zog.

Kunst und Gesellschaft

Jankowski kann sich allerlei Berufe vorstellen, vom Bäcker über den Metzger bis zum Polizisten, Feuerwehrmann oder Taxifahrer. Auch Zürcher aus dem Bereich der Social Media nannte er als mögliche Partner. Die Kunstaffinität dieser Hosts ist wohl Voraussetzung, auch wenn es nicht darum geht, Zürichs private Kunstsammler und ihre Sammlungen vorzustellen. Jankowski geht davon aus, dass diese Kollaborationen eine spannende, breite Auseinandersetzung mit Kunst und Gesellschaft ergeben werden.

Thema der Ausstellung ist «What People Do For Money: Some Joint Ventures», wobei es wohl zu früh ist, darüber nachzudenken, wie dieses Thema die einzelnen Arbeiten durchdringen wird. Die Künstler sind noch nicht bestimmt. Jankowski will ihnen auch nicht dreinreden. Und er wird kein Bewerbungsverfahren eröffnen, sondern die teilnehmenden Künstler wie

ein Intendant selbst auswählen. Seine Manifesta wird an vielen Orten stattfinden, die sich ausserhalb der bekannten Kunstinstitutionen befinden. Es soll eine dezentrale Ausstellung werden, die dank der Kollaboration mit den Berufsleuten auch unterschiedlichste Publikal anziehen soll, die sich nicht primär als Kunstliebhaber verstehen.

Zum Konzept der Manifesta gehört auch, dass die Projekte von Studenten medial begleitet werden, die nach Jankowskis Vorstellung anders als professionelle Kritiker einen ungefilterten, naiven Blick auf die Arbeiten werfen sollen. Zudem wird ein Manifesta-Pavillon erbaut, der ikonische Qualität hat und das Markenzeichen und Zentrum dieser Biennale werden soll. Auch hier denkt der Künstler-Kurator an Studenten, mit denen er eine «utopische» Architektur entwerfen möchte.

Zürich lässt sich, wie der Kulturdirektor der Stadt, Peter Haerle, anlässlich der Präsentation des Konzepts sagte, die Ausstellung zwei Millionen Franken kosten. Der Kanton wird mit 1,5 Millionen Franken aus dem Lotteriefonds dabei sein, der Bund mit 200000 Franken und die Migros mit 800000 Franken. Das Budget wird also zum grössten Teil von der öffentlichen Hand finanziert und soll über fünf Millionen Franken betragen. Damit soll ein Kunstereignis ermöglicht werden, das, wie Haerle sich ausdrückte, dem Arbeitsethos in dieser von einem zwinglianischen Geist beherrschten Stadt auf den Grund geht.

www.manifesta.org